

Predigt zum 29. So. i. Jkr.-A- 50 Jahre St. Theresia, ER – 22.10.2023

Wir bezeichnen eine Kirche oft als Gotteshaus oder auch als Heiligtum. Es ist ein Gebäude, das durch seine Größe oder seine besondere Architektur hervorgehoben ist unter den übrigen Häusern, oft auch kunstvoll geschmückt und von einem Platz umgeben. In der Religionsgeschichte waren die kultischen Orte, die Tempel und Heiligtümer meist vom normalen, profanen Ort des Lebens und Arbeitens abgetrennt: manchmal gab es für die Götterverehrung eigene Städte. Das Heilige und das Profane, der Tempel und der Wohnbereich, das Haus der Götter und das Haus der Menschen – sie waren voneinander unterschieden und auch getrennt. Wer den heiligen Bezirk, Raum betrat, der kam in eine andere Welt, der verließ den Ort des normalen, alltäglichen Lebens.

Als die Christen anfangen, Gotteshäuser zu bauen, da verwendeten sie als Modell – wohl ganz bewusst – nicht die Bauform des Tempels, der den Raum Gottes vom Raum der Menschen abgrenzte und den auch nicht jeder so ohne weiteres betreten durfte. Die ersten Kirchen entstanden nach dem Vorbild des Wohnhauses und dann – etwas später – nach dem Vorbild der Basilika, des Thronsaales, des öffentlichen Raumes der Begegnung zwischen dem Herrscher und seinem Volk. Die Christen wollten mit ihren Kirchen also wohl nicht einen hl. Raum von den Menschen abgrenzen, sondern sie wollten deutlich machen: Unser Heiligtum wird aufgebaut aus den lebendigen Steinen, aus den Menschen, die sich in diesem Gebäude versammeln. Mir wurde das einmal sehr bewusst, als ich mit einer Wallfahrtsgruppe in Lourdes war und dort die unterirdische Basilika besuchte. Wenn man diesen riesigen Raum betritt, denkt man: Jetzt bin ich in einer Tiefgarage. Boden, Wände, Decke, alles ist aus Beton. Alles wirkt sehr nüchtern und kalt. Doch wenn sich dieser Raum bei den internationalen Gottesdiensten mit Menschen füllt, mit Menschen aus allen Teilen der Erde, dann wird dieser Raum zur Kirche, gebaut aus den lebendigen Steinen. Gott bindet seine Gegenwart nicht an Mauern aus Stein, sondern an seine Kirche, an die Menschen, die aus allen Sprachen, Völkern und Nationen herausgerufen und versammelt sind. Ja, es gehört zum Wesen des Christentums, dass es von Anfang an Grenzen übersprungen und Mauern niedergerissen hat – zuerst die zwischen Juden und Heiden. Dahinter steht die feste Überzeugung, dass der eine und einzige Gott der Schöpfer der ganzen Welt und aller Menschen ist. Er will, dass alle ihn erkennen und zu ihm finden, aber er ist auch der Gott derer, die ihn noch nicht kennen. Missionarischer Eifer und Toleranz schließen sich demnach nicht aus, sondern bedingen einander und führen zu einer produktiven Spannung. Gott ist immer schon da! Wir wissen freilich, dass diese Überzeugungen und Erkenntnisse im Lauf der Kirchengeschichte oft und manchmal über lange Zeit verdeckt und vergessen werden. Dann wurde eben doch wieder getrennt und unterschieden: zwischen Christen und Heiden, Gläubigen und Ungläubigen, Rechtgläubigen und Ketzern. Es wurden Mauern errichtet und Trennung zementiert zwischen Klerus und Laien, Oben und Unten, Arm und Reich. Die Letztner der alten Kirchen waren solche zu Stein gewordenen Trennmauern. Offensichtlich wünschen sich viele diese Sicherheit, die Klarheit und Eindeutigkeit, mit der man Menschen einteilen kann und sich zugleich vergewissert: Ich stehe auf der richtigen Seite. Bis heute wird Gott reklamiert für die eine oder die andere Seite in Auseinandersetzungen und auch in Kriegen – ein Skandal in den Augen der Welt!

In der 1. Lesung hat der Prophet Jesaja diese Sichtweise aufgebrochen in einer unerhörten Weise: Er nennt den heidnischen Perserkönig Kyros den Gesalbten des Herrn. Kyros wird zum Werkzeug Gottes, obwohl er Gott nicht kennt, und er trägt dazu bei, dass die Menschen Gott erkennen können. Ein ungläubiger Heide wird zum Werkzeug Gottes, zum Missionar. Auf diese Weise werden Mauern beseitigt und Grenzen verschoben. Man kann nicht mehr eindeutig sagen: Hier ist der hl. Ort und dort die böse Welt, hier bei uns ist Gott und dort ist

er nicht. Nein, der Gott, der die ganze Welt geschaffen hat, ist auch in der ganzen Welt am Werk, und es ist an uns, IHN überall zu entdecken.

Dabei geht es überhaupt nicht um die Relativierung von Glaubensüberzeugungen, sondern um die Aktivierung der einen Überzeugung, dass Gott die ganze Welt gehört, nicht nur der – bei uns immer kleiner werdende – Bereich der kirchlich Engagierten. Was wäre das auch für ein erbärmliches Gottesbild, wenn wir seine Bedeutung nach der Zahl derer bemessen würden, die gerade kirchlich aktiv sind.

Im Evangelium macht Jesus das ebenfalls deutlich: Gott lässt sich nicht begrenzen auf den kleinen Bereich des Landes Israel, in dem die böse Welt des Römischen Reiches, der Kaiser nichts verloren hat. Gebt Gott, was Gott gehört, nämlich die ganze Welt, und haltet ihn aus euren Kleinkriegen um Steuern und andere Ansprüche heraus.

Gott ist größer als wir denken, vielleicht manchmal größer als uns lieb ist. Diesen großen Gott verehren wir in unseren Kirchen, die nicht dafür geeignet und nicht dafür gedacht sind, ihn darin einzusperren. Wir feiern seine Gegenwart unter uns Menschen in seinem Wort und im sakramentalen Zeichen, in dem er bei uns bleibt. Aber er will uns hier auch die Augen öffnen für seine Gegenwart in der Welt - in Gottes Welt.

Seit 50 Jahren steht dazu diese Kirche, St. Theresia, zur Verfügung. Es ist ein Bau, errichtet nach dem 2. Vatikanischen Konzil, bei dem Vieles an katholischem Glaubensgut wieder neu entdeckt und ins Bewusstsein gehoben wurde. Es ist ein niederschwelliger Bau, der sich nicht hoch über die anderen Häuser hinaushebt, sondern ins Gesamtbild einfügt. Es ist ein Ort, an dem sich die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt, geordnet nach den Diensten und Ämtern, aber nicht in Abgrenzung zueinander. Es ist ein heiliger Ort, an dem sich Gottes Gegenwart verdichtet in der Feier der Sakramente, im gemeinsamen Hören auf sein Wort und in der Vermittlung von innerer Kraft durch die Erfahrung seiner Nähe. Aber es ist auch ein Ort, von dem aus die Menschen gesendet sind in diese Welt hinaus als Missionare der Frohen Botschaft. Sie sollen, gestärkt mit der Überzeugung von Gottes Gegenwart, aus diesem Gotteshaus hinausgehen und Gottes Wirken in der Welt aufspüren und bezeugen, sie sollen Grenzen überschreiten, Arme unterstützen und möglichst alle integrieren. Mit solchem missionarischen Eifer ist auch die Patronin dieser Kirche, die hl. Therese v. Liseux, aufgetreten. Die dicken Klostermauern des Karmel und die strenge Klausur, in der sie lebte, hinderte sie nicht daran, in ihrem Herzen und in ihren Gebeten weiten Raum zu haben für Sünder (Strafgefangene) und auch für Menschen, die Gott niemals kennenlernen durften. So wurde Therese v. Liseux zur Patronin der Mission.

Wir danken Gott heute für diese Kirche und für all das Gute, das in den vergangenen 50 Jahren von hier ausging und angestoßen wurde. Und wir bitten ihn für die Zukunft: dass auch weiterhin viele Missionar/innen von hier aus den Glauben bezeugen – nicht als notorische Besserwisser, sondern als Menschen mit Spürsinn für Gottes Wirken in dieser Welt, Menschen die wissen. Gott ist schon da!